

„... nur lallen und lallen...“

Kriterien theologischen Sprechens
anhand Paul Celans Suche nach dem „erschwiegenen Wort“

Hans-Gerd Schwandt, Münster

Paul Celans Hölderlin-Gedicht „Tübingen, Jänner“:

Zur Blindheit über-
redete Augen.
Ihre – „ein
Rätsel ist Rein-
entsprungenes“ –, ihre
Erinnerung an
schwimmende Hölderlintürme, möwen-
umschwirrt.

Besuche ertrunkener Schreiner bei
diesen
tauchenden Worten:

Käme,
käme ein Mensch,
käme ein Mensch zur Welt, heute, mit
dem Lichtbart der
Patriarchen: er dürfte,
spräch er von dieser
Zeit, er
dürfte
nur lallen und lallen,
immer-, immer-
zuzu.

(„Pallaksch. Pallaksch.“)¹

¹ P. Celan, *Die Niemandsrose*, in: *Gesammelte Werke in fünf Bänden*, hrsg. von B. Alle-
mann und S. Reichert, Frankfurt 1983, Bd. 1, 226. (Alle Celan-Zitate werden aus dieser
Ausgabe wie folgt zitiert: *GW* + Band, Seitenzahl.)

Gefahren

Über Kriterien theologischen Sprechens im Licht der Lyrik Paul Celans nachzudenken, ist ein Unternehmen, das in ganz verschiedener Hinsicht scheitern kann. Ich will die Gefahren nennen, die mir dabei begegnet sind:

Da ist zum einen die Lyrik Celans: Gedichte, die man „hermetisch“ nennt, schwer oder manchmal gar nicht zu verstehen; eine Sprache äußerster Dichte, die immer karger, immer kälter wird, die alle Wirklichkeit in Bilder zurückholt; ein Werk, das aber aus Quellen, Traditionen und aus Erfahrungen lebt, über die nicht nur viel gründlicher nachzudenken wäre, als das hier geschehen kann, sondern denen nachzuleben wäre auf eine Weise, wie Sprechen und Schreiben sie nur ungenügend fassen. Hier ist also schon ein erstes Scheitern möglich, und das droht mir gewiß: ein Versagen vor diesem Werk, das mir unauslotbar scheint und sich gegen jedes verwertende Erfassen sperrt.

Eine zweite Gefahr ist diejenige, die *immer* droht, wenn ein Theologe versucht, andere Denker zu rezipieren. Da wird oft das Fremde, das nur schwer mit theologischem Denken zu Vereinbarenden als Steinbruch benutzt: Es ist nicht Frage, gar Infragestellung; es dient vielmehr dazu, theologisch immer schon Plausibles zu stützen und ihm den Anschein einer breiten Kommunizierbarkeit zu verleihen. Da gerät plötzlich einer in theologischen Kontext, der explizit *keine* theologischen Aussagen machen wollte; er wird dann in der Theologie gleichsam „getauft“ und verliert dadurch gerade *das*, was ihn gefährlich und wichtig machte. Ich will versuchen, daß es mir mit Celan nicht so geht: Ich will ihn nicht hereinholen in die Theologie – ich finde bei ihm aber Kriterien für ein Sprechen, die ich gern als Anspruch auch an *theologisches* Sprechen formulieren möchte.

Und eine dritte Gefahr: das ist die Theologie selbst. Auch ihr kann ich unrecht tun. Wovon spricht denn Theologie, und mit welchen Wörtern, in welcher Sprache tut sie das? Theo-logie – das ist „Sprechen von Gott“, *menschliches* Sprechen von Gott; ein Sprechen von Gott, damit *wir* uns verstehen, damit unser Leben sich uns aufschlüsselt. Es geht in diesem Sprechen um Leben und um Tod, es geht um das, was uns bedroht oder birgt, was uns zerbricht, zugrunde gehen oder heil werden läßt. Es geht in Theologie um *unsere – absolute Zukunft*. Aber das ist ein beißender, ein ganz schmerzlicher Widerspruch: von *absoluter* Zukunft als der *unseren* zu sprechen, in überprüfaren Worten – und so, daß es noch *unsere* Sprache ist, die unfeierlich unser Leben deutet, unser alltägliches Leben in seiner ganzen Banalität, seiner Bedrohtheit, Todver-

fallenheit, aber auch: in seiner ganzen untergründigen Sehnsucht. Unfeierlich, überprüfbar – das heißt: in einer Sprache, die menschliches Leben nicht flieht, menschliches Elend nicht verklärt; Sprache, die eine Verheißung in Worte setzt und deren Wahrheitskriterium eine Praxis ist, in der diese Verheißung anzukommen versucht. Wenn das aber stimmt, dann muß ich fragen, ob dieses „nur lallen und lallen“ aus Celans Hölderlin-Gedicht, das über diesem Aufsatz steht, dem Anspruch einer Theologie gerecht wird, die argumentierend, reflektierend *und* befreidend menschliches Leben im Licht einer ganz bestimmten Verheißung zu deuten versucht. Dies kann nur dann der Fall sein, wenn es ein ganz *bestimmtes* Lallen ist – kein Lallen aus dem Schonraum falscher Mystik, keine verzückte *Wortflut*, sondern: ein *gebrochenes Sprechen am Rand des Verstummens*; ein Sprechen, das angesichts des Elends stockt, das keinen Mut zu großem Reden mehr hat; Worte also, die – betroffen vom Leiden der Menschen, betroffen vom Tod krumm und bucklig geworden sind. Verstummend – und gerade in diesem Verstummen laut schreiend. Das wäre das Ende eloquenter Theologie. Es wäre das Ende einer Sprache, die schon alles weiß. Aber ein gebrochenes, ein vom Verstummen bedrohtes Sprechen, ein Sprechen von Gott, das gleichsam „auf der Kippe steht“ – das wäre, so hoffe ich, gerade *nicht* das Ende von Theologie, sondern ihr Eigentliches, einzig mögliche Theologie vielleicht.

Danach möchte ich fragen: ob es eine solche Sprache für die Theologie gibt, eine Sprache, die „lallend“ nicht in die Beliebigkeit oder in den Ästhetizismus flieht, eine Sprache, die – wie Celan das von *seiner* Sprache sagt – hindurchgehen mußte „durch ihre eigenen Antwortlosigkeiten, hindurchgehen durch furchtbare Verstummen, hindurchgehen durch die tausend Finsternisse todbringender Rede“². Eine – so nennt er das – „wirklichkeitswunde“³ Sprache. „Erschwiegenes Wort“⁴ also, oder: „Wort nach dem Bilde des Schweigens“⁵.

Ich spreche zuerst von der Sprache Celans. Und dann: von der Sprache der Theologie.

„... du dankst dem Verderben...“

Aus dem Gedicht: „Welchen der Steine du hebst“:

Welches der Worte du sprichst –
du dankst
dem Verderben.⁶

² *Ansprache anlässlich der Entgegennahme des Literaturpreises der Freien Hansestadt Bremen* (1958), in: *GW* 3, 185f; 186. ³ Ebd.

⁴ *Von Schwelle zu Schwelle*, in: *GW* 1, 138.

⁵ Ebd., 92. ⁶ Ebd., 129.

Celans Sprache ist eine Sprache des Leidens. Er, der mit knapper Not der deutschen Judenvernichtung entkommen war, litt sein Leben lang an dem Grauen, das er erfahren hatte, und ging schließlich auch an der Erfahrung zugrunde, daß ein solches Grauen möglich war und weiter möglich ist – und daß er selbst dieses Grauen überlebt hatte. Dieses Leiden und dieses Schuldgefühl prägen seine Dichtung von Anfang an, und ihnen ringt er seine Sprache ab. Verwiesen sei nur auf die frühe „Todesfuge“, die ihn berühmt gemacht hat:

...er ruft streicht dunkler die Geigen dann steigt ihr als Rauch in
die Luft
dann habt ihr ein Grab in den Wolken da liegt man nicht eng...⁷

Verwiesen sei auch auf das Gedicht „Espenbaum“ aus dem gleichen frühen Zyklus „Mohn und Gedächtnis“ – das Gedicht eines Überlebenden, der die Ermordung seiner Mutter, aber auch sein eigenes *Leben* beklagt:

ESPENBAUM, dein Laub blickt weiß ins Dunkel.
Meiner Mutter Haar ward nimmer weiß.

Löwenzahn, so grün ist die Ukraine.
Meine blonde Mutter kam nicht heim.

Regenwolke, säumst du an den Brunnen?
Meine leise Mutter weint für alle.

Runder Stern, du schlingst die goldne Schleife.
Meiner Mutter Herz ward wund von Blei.

Eichne Tür, wer hob dich aus den Angeln?
Meine sanfte Mutter kann nicht kommen.⁸

Was aber ist eine Sprache, die sich solchem Verderben „dankt“? Was kann sie noch sagen, *wie* kann sie noch sprechen? Sie muß, das zitierte ich schon, hindurch durch Antwortlosigkeiten, Verstummen, durch die Finsternisse todbringender Rede. Sie hat, das schreibt Celan im gleichen Jahr (1958), „Düsterstes im Gedächtnis, Fragwürdigstes um sich her“, sie muß deshalb eine „,grauere‘ Sprache“ sein, „eine Sprache, die unter anderem auch ihre ‚Musikalität‘ an einem Ort angesiedelt wissen will, wo sie nichts mehr mit jenem ‚Wohklklang‘ gemein hat, der noch mit und neben dem Furchtbarsten mehr oder minder unbekümmert einher tönte“⁹.

⁷ *Mohn und Gedächtnis*, in: *GW* 1, 42. ⁸ Ebd., 19.

⁹ Antwort auf eine Umfrage der Librairie Flinker, Paris (1958), in: *GW* 3, 167f; 167.

Nacht

Da ist immer wieder von der *Nacht* die Rede, die „zwischen Gold und Vergessen“¹⁰ liegt – von der Nacht, die mich, wenn ich ihr *ihr* Wort gebe, den Toten annähert, denen, die meinem Sprechen entzogen sind und die selbst keine Sprache mehr haben. In dem Gedicht, das ich hier paraphrasiere – „Argumentum e silentio“ aus dem Zyklus „Von Schwelle zu Schwelle“ – wird auch gesagt, was dieses „Wort der Nacht“ sein muß: ein „erschwiegenes Wort“, das heißt ein Wort, das aus der unbeschönigten Erfahrung des Todes geradezu „herausgelitten“ wird, da in dieser Erfahrung alle Sprache versagt und verkrüppelt. So im Zyklus „Die Niemandsrose“:

Ihr gebet-, ihr lästerungs-, ihr
gebetscharfen Messer
meines Schweigens.

Ihr meine mit mir ver-
krüppelnden Worte, ihr
meine geraden.¹¹

So auch im Gedicht „Tübingen, Jänner“, Celans Gedicht über Hölderlin, den *umnachteten* Dichter, im Grund: über den, der *heute* noch spricht. Der, der heute noch spricht, muß ein Umnachteter sein, einer, der sich zur Blindheit entschloß, einer, der lallt und dessen Sprache sich losreißt aus der Fixierung auf Affirmation oder Negation. So endet ja dieses Gedicht: „,(Pallaksch. Pallaksch.)“¹² – ein Wort, das der umnachtete Hölderlin – wie berichtet wird – oft benutzte und das manchmal Ja, manchmal aber auch Nein bedeutete.

Kälte

„Spräch er von dieser Zeit“ – eine Sprache der Nacht. Und – zum andern – eine Sprache der *Kälte*. Bilder der Kälte begegnen durchgängig in Celans Gedichten: Eis, Schnee, Kristall – vom „Schnee des Verschwiegenen“¹³ spricht er, vom Wort, um das der Schnee sich ballt¹⁴. Oder das Gedicht „Keine Sandkunst mehr“ aus dem Zyklus „Atemwende“, das mit dem Wort endet

Tiefimschnee¹⁵

¹⁰ *Von Schwelle zu Schwelle*, aaO. (Anm. 4), 138.

¹¹ *Die Niemandsrose*, aaO. (Anm. 1), 237. ¹² Ebd., 226.

¹³ *Von Schwelle zu Schwelle*, aaO. (Anm. 4), 112. ¹⁴ Vgl. ebd.

¹⁵ *Atemwende*, in: *GW* 2, 39.

– aneinandergeschrieben; im nächsten Vers ist diesem Wort ein Teil seiner Konsonanten genommen:

Iefimnee

und schließlich, im letzten Vers, stehen da nur noch die drei Vokale

I – i – e

– ich stelle mir das vor wie ein vor Kälte zusammengekauertes Sprechen, es verschlägt einem vor Kälte die Sprache, sie schrumpft, aber gerade dieses Schrumpfen ist für Celan *Konzentration*. Konzentration auf das Letzte, Wesentliche. Das Letzte, Wesentliche, dem er zu begegnen hofft.

„Weggebeizt“

WEGGEBEIZT vom
Strahlenwind deiner Sprache
das bunte Gerede des An-
erlebten – das hundert-
züngige Mein-
gedicht, das Genicht.

Aus-
gewirbelt,
frei
der Weg durch den menschen-
gestaltigen Schnee,
den Büßerschnee, zu
den gastlichen
Gletscherstuben und -tischen

Tief
in der Zeitenschrunde,
beim
Wabeneis
wartet, ein Atemkristall,
dein unumstößliches
Zeugnis.¹⁶

Dieses Gedicht ist so etwas wie ein Programm Celan'scher Sprache; es beschreibt den *Weg*, den Sprache zu nehmen hat: *weg* vom „bunten Gerede des Anerlebten“, dem „Meingedicht“, dem falschen Gedicht also (das „Mein-“ steht hier im gleichen Sinn wie bei ‚Meineid‘), *weg* vom „Genicht“ – all das wird „weggebeizt“, „ausgewirbelt“ –, und der zu

¹⁶ Ebd., 31.

sprechen versucht, wird mitgerissen hin zu einer anderen Sprache. Diese andere Sprache, das ist: *Begegnung*; Begegnung mit dem, von dessen „Strahlenwind“ die Reinigung erwartet wird. „Weggebeizt vom/ Strahlenwind *deiner Sprache*/ das bunte Gerede des An-/ erlebten – das hundert-/ züngige Mein-/ gedicht, das Genicht.“ Diese Begegnung findet in einer Kältezone statt – der Weg der Sprache muß führen durch den „Büßerschnee“ und dann:

Tief
 in der Zeitenschrunde,
 beim
 Wabeneis
 wartet, ein Atemkristall,
 dein unumstößliches
 Zeugnis.

„Atemwende“

„Atemkristall“ ist hier das zentrale Wort: Sprache als Suchbewegung, gereinigt vom „bunten Gerede“, gereinigt auch vom „Metapherngestöber“¹⁷ – gereinigte Sprache also wird zum Kristall, sie gefriert und gerät – beim Wabeneis, und Eis ist eine Chiffre für Schweigen –, sie gerät an den Rand des Verstummens. Aber dieses Verstummen ist dann klarste, reinste Sprache! Von dieser spricht Celan in seiner Büchnerpreis-Rede aus dem Jahr 1960, von der Dichtung als einem *Gegen-Wort*, das sich sperrt gegen das leichthin Gesagte, Gedachte und Getane. Dies zeigt er am Gegen-Wort des Lenz, der Figur Büchners und an dieser historischen Gestalt Jakob Michael Reinhold Lenz, und Celan sagt schließlich, daß das Gegen-Wort dieses Lenz das *Verstummen* sei:

(...) ein furchtbares Verstummen, es verschlägt ihm – und auch uns – den Atem und das Wort.

Dichtung: das kann eine Atemwende bedeuten. Wer weiß, vielleicht legt die Dichtung den Weg – auch den Weg der Kunst – um einer solchen Atemwende willen zurück?¹⁸

Es wäre dies der Weg von einer entfremdeten, ‚künstlichen‘ Kunst zu – so nennt Celan das, so offen – zu „einem Anderen“¹⁹. Der Weg, den der, der noch sprechen will, zurücklegt, ist ein Weg der *Atemwende*. „Atem-

¹⁷ Ebd., 89.

¹⁸ *Der Meridian. Rede anlässlich der Verleihung des Georg-Büchner-Preises* (1960), in: *GW 3*, 187–202; 195.

¹⁹ Vgl. ebd., 196.

wende“, das ist – ich formuliere das jetzt bewußt so holprig und ungeschickt –, wenn einem, der zu sprechen versucht, der Atem ausgeht und wenn es den Worten selbst den Atem verschlägt. Und dies als Weg zu „einem Anderen“: „wer weiß“, sagt Celan – und er betont das Offene dieses „wer weiß“ –, vielleicht ist ein solches Sprechen ein Sprechen „in einer ganz Anderen Sache“²⁰. Und ich zitiere weiter:

Gewiß, das Gedicht – das Gedicht heute – zeigt (...), das ist unverkennbar, eine starke Neigung zum Verstummen.

Es behauptet sich (...) am Rande seiner selbst; es ruft und holt sich, um bestehen zu können, unausgesetzt aus seinem Schon-nicht-mehr in sein Immer-noch zurück.²¹

Das Gedicht spricht; aber das heißt: Es ringt sich dem Schweigen ab und kehrt – sprechend – wieder ins Schweigen zurück. Alles Sagbare steht auf der Kippe, es ist nur der ‚Negativabdruck‘ des Unsagbaren, es weist auf dieses Unsagbare hin und hält ihm eine Stelle offen. Wer spricht, der ist vom Unaussprechlichen ständig in Frage gestellt, bedroht sogar; von dem her, was *nicht* gesagt werden kann, bleibt also für Celan alles Sagbare, jede Sprache, jede Dichtung prinzipiell *widerruflich*. Aber es drängt auf Begegnung, es drängt auf dieses Unsagbare hin, es hat eine Vision, eine Utopie. Diese Utopie:

EIN DRÖHNEN: es ist
die Wahrheit selbst
unter die Menschen
getreten,

mitteins
Metapherngestöber.²²

Oder, das letzte Gedicht aus dem Zyklus „Atemwende“:

EINMAL,
da hörte ich ihn,
da wusch er die Welt,
ungesehn, nachtlang,
wirklich.

Eins und Unendlich,
vernichtet,
ichten.

Licht war. Rettung.²³

²⁰ Ebd.

²¹ Ebd., 197.

²² *Atemwende*, aaO. (Anm. 15), 89.

²³ Ebd., 107.

„Der Meridian“

Eine Utopie. Aber Celan meint das wörtlich. Utopie, das heißt: Es gibt diesen Ort nicht, nicht nennbar, fixierbar, er ist ständig zu suchen:

Ich spreche ja von dem Gedicht, das es nicht gibt! Das absolute Gedicht – nein, das gibt es gewiß nicht, das kann es nicht geben!

Aber es gibt wohl, mit jedem wirklichen Gedicht, es gibt, mit dem anspruchslosesten Gedicht, diese unabweisbare Frage, diesen unerhörten Anspruch.²⁴

Den Anspruch – auf das „erschwiegene Wort“, das Wort, das noch sagen kann, was geschehen ist, das sagen kann, was fehlt und was werden muß; daß *Rettung* werden muß.

Daß *Rettung wird*? Daß wirklich *Rettung wird*? Celan sagt sie nicht zu – er klagt sie vielmehr ein. Er findet den Ort nicht, er findet aber, so sagt er in der Büchnerpreis-Rede, er findet *etwas*: Er findet „einen *Meridian*“²⁵.

Der „Meridian“, das ist Celans zagende Benennung des ‚Absoluten‘ – und dies im Wortsinn: nicht Ort, nicht Materie, ergreifbar, sondern abgelöst –, das Sagbare, Handhabbare durchkreuzend, das Gerede durchkreuzend, aber dennoch *irdisch*. *Anspruch* einer wirklichen, erlebbaren Rettung und *als dieser Anspruch* wund und krank und leidend am Schicksal derer, für die es in der Geschichte keine Rettung mehr gibt.

... nach Auschwitz

Welches der Worte du sprichst –
du dankst
dem Verderben.

Von der Sprache Paul Celans war die Rede, von ihrem Gebrochensein und ihrem Anspruch. Ich spreche jetzt von der Theologie. Erst jetzt – und nur noch kurz. Aber ich meine, daß sich in dem, was bisher gesagt wurde, schon Sätze befinden, die einem Theologen in den Ohren gellen müßten. Einem Theologen – das ist allerdings Voraussetzung –, der sich als Theologe ‚nach Auschwitz‘ versteht; ‚nach Auschwitz‘, das heißt: durch Auschwitz zutiefst irritiert, gefährdet, sprachlos.

Celans Sprache dankt dem Verderben – das heißt: Sie ist durch das Verstummen gegangen, um denen sich anzunähern, die ins Verstummen getrieben wurden, denen, die zum Schweigen gebracht wurden. Sie ringt

²⁴ *Der Meridian*, aaO. (Anm. 18), 199. ²⁵ Ebd., 202.

dem Schweigen sich ab – und das hängt an ihr wie ein Makel, aber auch: als ein Wahrheits- und Echtheitskriterium.

Wem dankt theologische Sprache? Wem dankt Theologie? Wo geht sie hindurch, wem ringt sie sich ab? Theo-logie, ich nannte sie: Sprechen von *unserer absoluten Zukunft*. Theologie spricht von Menschen; sie spricht von einer ganz bestimmten Verheißung; sie spricht von Erfahrungen, die Menschen mit dieser Verheißung gemacht haben. Sie gibt dem Grund dieser Verheißung einen menschlichen Namen: Jesus von Nazaret; sie formuliert diese Verheißung als Bekenntnis: Jesus ist der Christus.

Theologie spricht; Theologie ist nicht stumm. Aber: Theologie hat ihren geschichtlichen Ort. Sie kann nicht unberührt sein von der Situation, in der sie spricht. Sie muß hinein in die Nacht, in der die Menschen stecken, denen sie von Gott spricht. Nein, anders: Sie *ist*, ja, sie muß sein das Sprechen eben *dieser* Menschen, dieser in der Nacht steckenden Menschen. Sie muß sein ein Sprechen, das der Vergeblichkeit, der Todverfallenheit sich erst abtrotzt; die anderen Erfahrungen, Glück und Gelingen, sie halten nicht stand; sie sind, wie wichtig und authentisch sie auch immer seien, jetzt noch „zu leicht“, denn sie sind noch todbedroht – bedroht durch *den* Tod, der uns alle haben wird, und durch den ungezählten Tod, den Menschen schon gestorben sind.

Kargheit

Theologie muß ihr Sprechen all dem abtrotzen – aber sie kann ihm dabei nicht entkommen. Man muß ihr das anmerken – die Nacht, in der sie steckt, und die Nacht, in die hinein sie weist und geht. Denn sie geht doch – auch sie ist auf dem Weg –, hin zur Begegnung mit einem Du. Einem unnennbaren, nicht fixierbaren Du – von dem her, wie wir das auch bei Celans Sprache sahen, alles Nennbare widerruflich ist und widerruflich bleiben muß.

Muß nicht – so meine Frage – die Annäherung an dieses Du – wie bei Celan – in einer Kältezone stattfinden, ungeborgen? Muß nicht der, der sich zu dieser Begegnung aufmacht, ausgesetzt sein, „auf das unheimlichste im Freien“²⁶? Mich packt es immer wieder, wenn Karl Rahner vom „absoluten Geheimnis“ spricht. War ihm warm dabei, oder hat er gefroren?

Man *muß* es theologischem Sprechen anmerken: daß es dieses Du nicht „hat“, daß es nicht hat, wovon es spricht und woraufhin es die

²⁶ *Ansprache anlässlich der Entgegennahme des Literaturpreises der Freien Hansestadt Bremen*, aaO. (Anm. 2), 186.

Menschen in Bewegung glaubt. Die Sprache der Theologie muß eine Sprache der Sehnsucht sein – eine Sprache, der man ihr Bedrohtsein anspürt, der man anspürt, daß sie nicht schon ‚angekommen‘ ist – eine karge Sprache.

Klage

Eine karge Sprache. Und vor allem: eine *klagende* Sprache; denn das, wovon Theologie spricht – es trägt das Gesicht Jesu, aber es *ist* doch noch nicht, wir vermissen es doch überall! Alles schreit danach, Tod und Vergeblichkeit schreien danach. Die Leichenberge von Auschwitz schreien danach. Für diese Menschen *muß* Rettung sein! Aber das rettende Wort, wo hören wir es? Das Evangelium ist voll von solch rettenden Worten: „Ephata“ (Mk 7,34), „Ich will, sei rein“ (Mk 1,41), „Ich sage dir, steh auf“ (Mk 2,11) – das alles sind Gegen-Worte. Und es kann befreidend sein, sie zu hören.

Aber *diese* Worte liegen nicht in unserer Macht. Wir haben sie nicht. Wir halten ihnen einen Platz offen in unserer Geschichte; wir wiederholen sie ohnmächtig gegen das unbeschreibliche Grauen, dessen die Geschichte voll ist. *Wir* retten die Opfer nicht. Wir können das rettende Wort nur ersehnen, das Wort, das die Toten retten wird.

Aber was ist dann noch zu sagen angesichts der Leichenberge von Auschwitz? Eine klagende Sprache, sagte ich. Theologie muß hier klagen. Sie muß zuerst verstummen. Und wenn sie dann spricht – das „erschwiegene Wort“! –, dann wird sie klagen, und diesem Klagen wird man noch anmerken, daß es aus dem Verstummtsein kommt.

... ungetröstet

Wäre das „*Atemwende*“? Der Versuch, zu sprechen aus dem Verstummtsein heraus?

Ich halte es für unverzichtbar: das erschwiegene Wort, das aus dem Verstummtsein heraus spricht, so daß alles Sagbare durch das Unsagbare gefährdet bleibt. Denn unsagbar ist das Grauen, in dem Theologie zu sprechen hat – nach Auschwitz. Unsagbar, unfixierbar, nein, vielmehr: geschichtlich ohnmächtig, vor den Opfern der Geschichte hilflos ist aber auch das, was Theologie einklagt, worauf sie hofft, worauf sie enttäuscht und immer wieder schrecklich enttäuscht hofft. Ungetröstet muß sie an dieser klagenden Hoffnung festhalten. Die Hoffnung hat für Christen ein Menschengesicht, ein geschundenes Menschengesicht, sie hat das Gesicht des Gekreuzigten. Von dem wir hören: Er ist gerettet, er wird wiederkommen.